Bezugs-Preis

In der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum).
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Aus

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.

Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.

Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 663. Sonnabend den 31. December 1898. **92. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 31. December.

Die Münchener „Allgem. Ztg." theilt aus dem kürzlich erschienenen Werke des bekannten Schriftstellers Dagobert v. Gerhardt „Das Skizzenbuch meines Lebens" (II. Theil, Breslau 1899) die folgende, am 15. December 1887 an Gerhardt gerichtete Aeußerung des **Großherzogs von Baden über die Socialdemokratie** mit:

„Sie haben auch das Object die sociale Frage berührt. Die Art und Weise, wie Sie dies thaten, hat Mich durchaus angesprochen; man muß bei der Besprechung dieser Frage auch den Reichen und Vornehmen derb die Wahrheit sagen. Nichts ist verkehrter, als den Socialdemokraten bei Bekämpfung der Doctrinen nur als ihr hochmüthiger und leidenschaftlicher Feind gegenüberzutreten. Man muß als ihr wohlwollender Helfer auftreten und kann dann um so wirksamer das Verkehrte ihrer Forderungen bekämpfen. Es sind Menschen, wie wir, und sie wollen, wie wir, als Menschen leben, nur die Mittel, die sie zur Erreichung auch ihrer discutirbaren Forderungen anwenden wollen, sind thöricht und verwerflich. Am verkehrtesten ist es aber, ihnen darin nachzuahmen, daß man im Kampf gegen sie auch jene Art von Agitation betreibt, die nur Haß und Feindschaft säet und in der ihre Wortführer geradezu Meister sind; ich begreife die Leute hier in Berlin nicht, die von solchem Vorgehen das Heil erwarten. Die sociale Frage wird nur durch die freiesten Köpfe und die reinsten Herzen aus dem Volk selbst zu lösen sein. Und da werden sich freilich auch unsere oberen Stände gewaltig ändern müssen. Hier in Berlin herrscht ein Luxus, ein Uebermuth des Geldes, der uns mit schwerer Sorge wegen der Zukunft erfüllen kann. Ich bitte Sie, fahren Sie fort, Ihre wohlmeinenden Rathschläge immer wieder an jene höheren Gesellschaftsschichten zu ertheilen, die in kurzsichtigster Genußsucht für die Sturmzeichen unserer Tage gar kein Auge zu haben scheinen."

Die „Allgem. Ztg." hofft, daß diese Worte in recht weite Kreise dringen und die verdiente Beherzigung finden. Auch wir hoffen das, um so mehr, als die Mahnung des edlen Fürsten zu einer Zeit bekannt wird, die ohnehin zu ernster Selbstprüfung auffordert. Man würde die Mahnung aber nicht recht verstehen, wenn man sich nicht erinnerte, daß sie ihre Entstehung derselben Anschauung und Stimmung verdankt, die mehrere Jahre darauf zur Nichtverlängerung des Socialistengesetzes führten. Damals glaubte man in den ausschlaggebenden Kreisen, die großen socialen Reformgesetze würden den mißleiteten Anhängern der socialdemokratischen Führer die Augen über die wohlwollenden Absichten der Regierenden und der großen Mehrheit des Bürgerthums einerseits und über die thörichten und verwerflichen Kampfesmittel der Leiter der Bewegung andererseits öffnen; es würde, um dieser Bewegung Herr zu werden, genügen, wenn Gesetzgebung und Bürgerthum als wohlmeinende Helfer des „Enterbten" sich weiter bethätigten. Aber dieser Erwartung ist eine bittere Enttäuschung gefolgt. Es hat sich gezeigt, daß jene Agitation, „die nur Haß und Feindschaft säet" und in der die socialdemokratischen Wortführer geradezu Meister sind, auf die großen Massen mehr wirkt, als der werkthätige Reformeifer, mit dem Deutschland allen anderen Nationen vorangegangen ist. Wie oft hat seitdem derselbe hochsinnige Fürst, der vor 12 Jahren die obenstehenden Sätze schrieb, in Krieger- und anderen Vereinen auf jene Agitation und ihren Glauben, Nüchtern- und Vaterlandsliebe, Familiensinn und Lebensfreude vernichtenden Einfluß hinzuweisen sich genöthigt gesehen und den Abwehrkampf gegen die Agitatoren als eine der ersten Pflichten jedes wackeren Staatsbürgers bezeichnen müssen! So wird man denn, wenn man im Sinne des fürstlichen Mahners und mit Beherzigung der auch von ihm gemachten Erfahrungen handeln will, nicht nur jene Gesellschaftsschichten, die in kurzsichtiger Genußsucht die Sturmzeichen unserer Tage nicht sehen wollen, aus dieser blinden Genußsucht aufrütteln, sondern mit gleicher unermüdlicher Energie das ganze, in seiner nationalen Existenz, wie in seinem moralischen und wirthschaftlichen Besitzthum schwer bedrohte Bürgerthum zur geschlossenen Abwehr der socialdemokratischen Agitation und zur Entlarvung [illegible] Entstellungen und Hetzereien der Meister im Stacheln Hetz und Feindschaft aufrufen müssen. Nur durch einen solchen Kampf nach zwei Seiten, gegen den „Uebermuth des Reiches" und gegen den Frevelmuth der Umstürzler, kann das Ziel erreicht werden, das dem hochherzigen fürstlichen Mahner vorschwebt; nur in solchem Doppelkampfe ist [illegible] deutsche Bürgerthum würdig seines größten Staatsmannes, dessen unersetzlichen Verlust man niemals tiefer empfinden kann, als wenn man die seit dem Erlöschen seines Einflusses erzielten Erfolge der socialdemokratischen Führer in Betracht zieht.

Die **großpolnische Auslandspresse** jubelt von einem „Ausrottungskampf, der in den Grenzen des preußischen Staates tobt". Wenn man näher zusieht, worin dieser „Ausrottungskampf" denn eigentlich besteht, so stellt sich heraus, daß die gewiß nur legitimen Bestrebungen des von der Hochfluth großpolnischer Hetzpropaganda umtosten Deutschthums in den gemischtsprachigen Landestheilen Preußens, sich seine Sprache und seine nationale Eigenart ungeschmälert zu erhalten, den wahnsinnigen Haß des Polenthums entflammt haben und letzteres unfähig machen, die Dinge zu sehen, wie sie wirklich sind. Der großpolnische Hetzer verlangt für sich vollkommene Freiheit und Ungebundenheit, [illegible] der Bevölkerung als gegenüber den Landesgesetzen, und schreit über deutsche Tyrannei und Brutalität, wenn er dazu angehalten wird, in Preußen den Staatsgesetzen schuldigen Gehorsam zu leisten. Daß Kaiser Wilhelm die Reichsangehörigen in Palästina seines kaiserlichen Schutzes versicherte, wird ihm zwar von den Polen nicht direct verübelt, wohl aber hätte er, nach Meinung der in besonders bösartigem deutschfeindlichen Sinne redigirten „Nova Reforma", nicht nöthig gehabt, die weite Welt aufzusuchen, um einen Beweis von Monarchengerechtigkeit zu erbringen, denn:

„Bei sich zu Hause, in seinem eigenen Staate, hat er Unterthanen, die der Menschenrechte beraubt und Unterthanen zweiter Classe sind. Deswegen, weil sie nicht als Deutsche geboren wurden, sind sie der Gegenstand der Hetzjagd einer Bande von Verfolgern, die durch das Regierungssystem unterstützt werden. Der christliche Kaiser hat in seinem eigenen Staate Christen, die der göttlichen und menschlichen Rechte beraubt sind. Ist die Muttersprache, die Anhänglichkeit an die väterliche Scholle nicht ein solches verachtetes Recht? Man stellt die nach Millionen zählende polnische Bevölkerung außerhalb dieses Rechts, nimmt ihr die Muttersprache und entreißt ihr die väterliche Scholle, ja man wirft die zugehende slawische Bevölkerung aus slawischen Landen hinaus, um sie wirthschaftlich zu ruiniren und an ihrer Statt dem deutschen Element den Weg zu bahnen."

Es würde dem genannten Hetzblatt einfach unmöglich sein, auch nur den Schatten eines Beweises für seine ungeheuerlichen Anschuldigungen zu erbringen. Auf die Feststellung der Wahrheit kommt es ihm aber auch gar nicht an, sondern darauf, im Auslande Stimmung gegen die Politik des Deutschen Reiches im Allgemeinen und gegen die Polenpolitik der preußischen Staatsregierung im Besonderen zu machen. Und darin hat es die Gesammtheit der großpolnischen Verschwörung gegen den heutigen völkerrechtlichen status quo hinter sich. Indem die Förderung deutscher Cultur in den gemischtsprachigen Landestheilen mit allen zulässigen Mitteln fortgesetzt wird, dient man daher zugleich der Sache des Friedens nicht nur im Innern, sondern auch nach außen.

Ein Pariser Telegramm meldete, daß auf Weisung des Justizministers Lebret der erste Präsident des Cassationshofes, Mazeau, eine Untersuchung in der **Affaire Bard-Picquart** einzuleiten im Begriffe stehe. Die Veranlassung zu dieser Maßregel dürfte in einer Mittheilung des anti-revisionistischen Organs „L'Eclair" zu suchen sein. Dieses Blatt hatte erzählt, daß Picquart während seines Aufenthaltes im Gebäude des Cassationshofes, wenn er nicht gerade ein Verhör zu bestehen hatte, in einem zum Bureau des Richters B. gehörigen Cabinet internirt gehalten wurde. Eines Tages, da sich Picquart in diesem Cabinet befand, wurde plötzlich die Thür aufgerissen und Richter Bard hätte ausgerufen: „Mein lieber Picquart, sagen Sie mir Ihre Ansicht über die Aussage des . . ." Bard vollendete den Satz nicht, denn er sah sich nicht Picquart, sondern dem Richter B. gegenüber. Nach einer in Paris verbreiteten Version soll dieser Richter B. der bekannte Herr Quesnay de Beaurepaire gewesen sein, der den Vorgang auch dem „Eclair" berichtet hätte. Nach einer Mittheilung des „Gaulois" hätte Richter Bard sogar gesagt: „Mein lieber Picquart, hier haben Sie die Aussagen des Generals Gonse. Ich glaube, daß wir ihn jetzt haben." Sowohl der „Eclair", als auch der „Gaulois" sind bekanntlich anti-revisionistische, die Interessen des Generalstabes vertretende Blätter, die es dem Richter Bard nicht verzeihen können, daß er seinen Bericht über die Revisionsfrage an den Cassationshof in einer für Dreyfus überaus günstigen Weise abgefaßt und die Revision des Processes unabwendbar gemacht hat. Richter Bard hat übrigens die obige Erzählung der genannten Blätter in einer in der „Agence Havas", einem Regierungsorgan, publicirten Note ausdrücklich dementiren lassen. Das obige Gerücht, hieß es in dieser Note, dürfte dadurch entstanden sein, daß Bard einmal von dem Präsidenten ersucht wurde, Picquart und dessen Wächtern mitzutheilen, daß der Oberst erst am folgenden Tage verhört werden würde. Diesen Auftrag, sagt Bard, habe er ausgeführt, sonst aber an Picquart, den er persönlich nicht kenne, niemals das Wort gerichtet. Trotzdem hat die Regierung nun eine Untersuchung des Zwischenfalles Bard-Picquart verfügt, was vielleicht nur eine Folge der von dem Deputirten Lasies angekündigten, nach Zusammentritt der Kammer einzubringenden Interpellation ist. Die Regierung will offenbar am 10. Januar in der Lage sein, actenmäßig beweisen zu können, daß die Erzählungen des „Eclair" und des „Gaulois" erfunden sind, und sie wird unschwer ihren Zweck erreichen, da, wie uns heute Morgen aus Paris telegraphirt wird, eine Note der „Agence Havas" publicirt ist, die Folgendes besagt: Schon aus der ersten Prüfung der Thatsachen und der Erklärungen Quesnay de Beaurepaire's und Bard's ergiebt sich, daß die Bard zugeschriebenen Aeußerungen, namentlich die Worte: „Mein lieber Picquart", sowie die Aeußerung hinsichtlich der Aussage des Generals Gonse nicht gefallen sind.

Das Befinden des **spanischen Ministerpräsidenten** Sagasta's hat sich gebessert, und die Lösung der Cabinetskrisis wird daher nicht ohne Mitwirkung des Ministerpräsidenten erfolgen. Nach einer Mittheilung des „Temps" nimmt man in den politischen Kreisen Madrids vier Lösungen der gegenwärtigen Lage als möglich an. Erstens die Umbildung des Cabinets und der liberalen Partei durch Versöhnung der verschiedenen Gruppen der Mehrheit unter dem Vorsitze Sagasta's oder Montero Rios. Zweitens ein liberales Concentrationsministerium unter dem Vorsitze Sagasta's mit der Unterstützung Weyler's und Canalejo's und unter der wohlwollenden Haltung Romero Robledo's, um die Mithilfe der liberalen Dissidenten entbehren zu können. Drittens ein orthodox-conservatives Ministerium unter dem Vorsitz Silvela's oder des Marschalls Campos. Viertens ein conservatives Concentrationsministerium unter dem Vorsitz des Marschalls Campos, das auch die Unterstützung des Generals Polavieja und des Herzogs von Tetuan gewinnen soll, ohne sich den General Weyler und seine militairpolitische Gruppe zu verfeinden. Ob General Weyler durch alle diese Berechnungen einen Strich macht, muß abgewartet werden. Ueber seine Unterredung mit der Königin-Regentin beobachtet der ehemalige Generalgouverneur von Cuba Schweigen, doch vermuthet man, daß er das Programm der „starken" Regierung, welches die Auflösung der Cortes früher oder später, je nach den Eventualitäten der äußeren und vornehmlich der inneren Politik vorsieht, empfohlen hat. Die übrigen politischen Generale sind Gegner einer solchen „Diktatur", da sie eifersüchtig auf den „Gewaltmenschen" Weyler sind, von dem sie befürchten, daß er die gesammte Macht an sich reißen werde. Ihren Zusammenkünften wird große Bedeutung beigelegt. Die Königin-Regentin hat nach Weyler auch diese Generale empfangen. Ob sie versucht hat, dieselben den Plänen Weyler's geneigt zu machen und einer im gegenwärtigen Augenblick besonders gefährlichen Spaltung der Armee in zwei feindliche Lager vorzubeugen, aber ob nur die carlistische Gefahr zur Erörterung gekommen ist, läßt sich nicht sagen. Wahrscheinlich ist aber Beides verhandelt worden. Die englischen Zeitungen bleiben dabei, daß es dem Prätendenten gelungen sei, eine Anleihe zu Stande zu bringen. Ist das richtig, so hat man in Madrid Ursache, auf der Hut zu sein.

Falls Lord Salisbury nicht neuerdings in Sachen **Chinas** ein ganz neues Blatt umgeschlagen hat und gesonnen ist, dort in der Folge ganz anders aufzutreten, als bisher, muß ihm die Informationskreise, die Lord Charles

---

Feuilleton.

Hellersdorff.

12] Novelle von Hedda von Schmid.

Nachdruck verboten.

Die Baronin zerbröckelte nervös einen Bisquit. „Schöne Aussichten für morgen: Hermine krank — Sie, bester Baron, im Begriff abzureisen, und die Decorationen zu den Tableaux noch in weitem Felde."

„Unbesorgt, gnädige Frau, es wird Alles zu rechter Zeit fertig sein", raffte sich Arend aus seiner Schweigsamkeit zu einer Antwort auf.

„Sie werden mit Packen zu thun haben", erwiderte die Baronin klagend, „und schwerlich Muße finden, sich um die Bühne zu kümmern. Der Kubi Sebenberg ist auch zu nichts zu gebrauchen. Mit Mühe bekommt man ihn zu den richtigen Stellungen in den Bildern, in welchen er steht. Auf praktische Hilfe von seiner Seite ist nicht zu rechnen."

„Er wird doch aber sehr nett gefunden", sagte Arend mit solch' scharfer Betonung, daß Elisabeth, die verträumt vor sich hingeschaut, erstaunt aufblickte. In demselben Augenblick zuckte es vor den offenen Fenstern, an denen die Stores nicht herabgelassen waren, grell auf. Ein lang nachhallender Donner folgte.

„Himmel! Wieder ein Gewitter!" jammerte die Baronin, in ihren Stuhl zurücksinkend, „und gerade jetzt mit einbrechender Nacht zieht es herauf. O, wie unheimlich, da blitzt es schon wieder."

„Du solltest auf Dein Zimmer gehen, Mama", schlug Elisabeth vor, „dort werden die Blitze nicht so sichtbar sein."

„Nein, nein, ich stürbe da allein vor Angst. Thun Sie mir den Gefallen, bester Baron, schließen Sie die Fenster — die Lampen müssen sämmtlich verlöscht werden, liebste Irene — und nur ja keinen Zugwind im Hause — das ist gefährlich bei Gewitter." Die gedankenvolle Baronin kauerte sich auf den Polstersitzen, der in einer Ecke des Speisezimmers stand, und beschwor Arend, als Schützer dazubleiben.

„Aber beruhigen Sie sich doch, gnädige Frau, eben ist noch gar kein Grund zur Furcht vorhanden", versuchte derselbe die aufgeregte Dame zu beschwichtigen.

Das Gewitter begann sich jedoch mit ungewöhnlicher Heftigkeit zu entladen. Blitz und Schlag folgten einander fast unmittelbar. Ein wilder Sturm fegte daher, unter dem die Bäume des Parkes ächzten und stöhnten, und noch immer zögerte der Regen, welcher den Aufruhr in der Natur zu dämpfen im Stande war.

Bei jedem Blitz erhellte sich das Gemach, in dem die Lampen verlöscht waren — nach einigen Minuten fand sich's, daß Irene das Zimmer verlassen hatte. „Sie wird sich zu Hermine begeben haben", sagte die Baronin; „ein bewunderungswürdiger Muth, ich wäre nicht im Stande, jetzt allein bis an das andere Ende dieses weitläufigen Hauses zu gehen." Beim nächsten Blitze entdeckte die Dame, daß auch Elisabeth fehlte.

„Um Gotteswillen — liebster Baron, erbarmen Sie sich, suchen Sie meine Tochter — das unvernünftige Kind ist im Stande, jetzt allein im Parke umherzustreifen — ich kenne diese Angewohnheit bei Elisabeth, beruhigen Sie mein geängstigtes Mutterherz, bringen Sie mir mein Kind."

Arend hatte bereits dem Wunsche der Baronin gehorcht; merkwürdiger Weise zeigte diese, allein zurückgebliebene, keinerlei Gewitterfurcht mehr — es lag aber trotzdem eine fiebernde Spannung in ihren Zügen . . . .

„Wenn er sich jetzt nicht erklärt, dann ist jede weitere Hoffnung darauf ausgeschlossen", murmelte sie.

Durch den Park brauste der Sturm . . . Es war in der That eine Unvernunft, sich während des Gewitters unter den Baumriesen aufzuhalten; doch Arend brauchte nicht lange nach Elisabeth zu suchen, beim ersten Blitzstrahl entdeckte er, die, an den Stamm einer gewaltigen Linde gelehnt, dastand. Ihr reiches Haar hatte sich gelöst und umwogte ihre Schultern wie ein dichter Mantel.

Rasch trat Arend auf sie zu. Es hielt schwer, sich bei dem Wettergebraus verständlich zu machen.

„Baronesse — Ihre Frau Mutter vermißt Sie — gestatten Sie mir, Sie ins Haus zurückzugeleiten."

Elisabeth schüttelte mit dem Kopf.

„Lassen Sie mich — mir ist hier am wohlsten."

„Elisabeth!" brach Arend los, „Sie sind ein Kind, ein eigenwilliges Kind. Was soll dies nun wieder bedeuten? Sie setzen sich einer ernsten Gefahr aus — hier unter den Bäumen — das Gewitter steht gerade über Hellersdorff, der Blitz kann in jedem Moment einschlagen, kann den Baum treffen, unter dem wir stehen. Nicht genug, daß Sie mich seit gestern durch Ihre Kälte quälen, Sie treiben mich zur Verzweiflung, wenn Sie diesen gefährlichen Platz nicht sofort verlassen. — Warum handeln Sie so? Vor Jahren, als ich im Begriff stand, um Sie zu werben, da stießen Sie mich plötzlich zurück — ich zog fort, um in einem fernen Welttheil Vergessenheit zu finden — ich glaubte, mit der Zeit mein Herz bezwungen zu haben — da, zurückgekehrt — sah ich Dich wieder, Elisabeth, und der alte Kampf, das alte Sehnen, begannen aufs Neue. Ich schöpfte wieder Hoffnung — ich fing an, von einer wonnigen Zukunft zu träumen, und nun — nun stößt Du mich zum zweiten Male zurück, also gelte ich Dir doch nichts — Elisabeth — wenn Du wüßtest, wie grenzenlos ich Dich liebe . . ."

„Arend!" Wie ein Jubelschrei rings sich der Name von Elisabeth's Lippen — und dann liegt sie an seiner Brust und duldet seinen Kuß und erwidert denselben.

„Mein, endlich mein", flüstert Arend, „aber sag', warum hast Du mich so namenlos gequält, Du Böse, Du Süße?"

„Später", raunt sie, „später will ich Dir Alles erklären — nun komm, laß uns fortgehen, schnell — jetzt, wo ich weiß, daß Du mich noch liebst, fürchte ich den Tod, ich will nicht vom Blitze erschlagen werden an der Schwelle meines Glückes."

Halb führte, halb trug Arend Rydegg seine Braut unter das schützende Dach der Veranda. Als sie dieselbe erreicht und in den Park zurückblickten, flammte es hinter den Bäumen in der Richtung, wo die Aa dahinströmte, grellroth auf — dort mußte der Blitz in ein Gebäude gefahren sein und dasselbe in Brand versetzt haben, denn weithin leuchtete der Feuerschein durch die Nacht.

Zwölftes Capitel.

Irene hatte sich inzwischen in der That zur Tante Hermine begeben. Eine unsägliche Angst schnürte ihr plötzlich die Brust zusammen, und sie litt doch gewöhnlich nicht unter Gewitterfurcht. Harald's langes Ausbleiben war ihr räthselhaft.

„Er wird in den Ställen sein, um das Heraustreiben des Viehes und der Pferde selbst zu überwachen", tröstete sie sich. Bei dem gefährlichen Wetter durften die Thiere selbstverständlich nicht in ihren Lateren bleiben, der Blitz konnte ja in jedem Augenblick einschlagen.

Tante Hermine war, als Irene bei ihr eintrat, mehr denn je von Schmerzen geplagt; sie verhielt sich in Folge dessen dem Gewitter gegenüber ziemlich theilnahmlos.

Emma, Irenens Zofe, machte der alten Dame mit zitternden Händen Kräuterumschläge. „Gott stehe uns bei, gnädige Frau", flüsterte sie Irenen zu; „erst das Unglück in der Mühle, und nun dieses schreckliche Gewitter — mir beben die Glieder vor Angst — und der gnädige Herr sind fortgeritten ohne Mütze, der Wind wehte sie ihm vom Kopfe — der Rappe flog nur so — ich sah es durchs Fenster . . ."

„Was reden Sie da, Emma?" fragte Irene erschrocken, doch so leise, daß die Kranke nichts verstehen konnte; „von welch' einem Unglück sprechen Sie eigentlich und wohin ritt der Herr?

Trotz des von Harald erlassenen Verbotes hatte sich die Nachricht von dem Schleusendurchbruch und dem Verunglücktsein eines der Arbeiter im Hause schnell verbreitet. Der wohlgeschulte Bediente hatte allerdings geschwiegen, aber ein Gleiches zu thun, das wäre über Emma's Kräfte gegangen. Sie erzählte flüsternd Alles, was sie wußte.

Irene fühlte, wie ihre Hände eiskalt wurden und ihre Knie zu zittern begannen — Harald draußen im ärgsten Unwetter — Harald in Gefahr . . .!

Sie zwang sich jedoch zu ein paar ruhig gesprochenen Worten der Theilnahme Tante Herminen gegenüber, dann verließ sie das Zimmer und floh, wie gehetzt, den Corridor entlang. In dem Entrée riß sie ein leichtes Tuch vom Mantelständer und, sich dasselbe um Kopf und Schultern windend, stürmte sie hinaus, im dünnen Sommerkleide, in leichten Lackschuhen, des Sturmes und der unablässig zuckenden Blitze nicht achtend.

Nach ein paar Schritten taumelte sie entsetzt zurück, grellroth schimmerte es auf, der Feuerschein verbreitete sich rapid über den Horizont — kein Zweifel — es brannte in der Richtung der baldgerstörten Mühle.

„Harald!" schrie Irene auf und hastete, sich mit allen Kräften gegen den Sturm stemmend, vorwärts. Es war fast ein Ding der Unmöglichkeit für die zarte Frau, bei diesem Wetter weiter vorzudringen, doch die Verzweiflung verlieh Irenen Riesenkräfte.

Sie bangte um ihren Mann — den Mann, den sie liebte.

„Ja, sie liebte Harald; in diesen letzten zehn Minuten qualvollster Seelenangst war sie sich dessen bewußt geworden. Sie zitterte um ihn, denn er war tollkühn in Gefahr und würde ohne Besinnen sein Leben einsetzen, wenn es die Rettung Anderer galt.

Hellersdorff versinkt im Dunkel der Nacht hinter der jungen Frau — vor ihr leuchtet der Feuerschein und weist ihr den Weg — kaum noch tragen sie ihre Füße, allein sie strebt vorwärts, den betäubenden Donner, die züngelnden Blitze nicht fürchtend. „Harald!" klingt es unaufhörlich in ihrem Herzen; zu ihm — ihn finden, sich überzeugen, daß er lebt, daß ihn keine Gefahr bedroht, daß weder Feuer noch Wasser ihm zum Verhängniß geworden.

Da öffnet der Himmel seine Schleusen, wolkenbruchartig strömt der Regen herab, im Augenblick die junge Frau bis auf die Haut durchnässend — nach ein paar Schritte taumelt sie, dann strauchelt ihr Fuß über etwas, das ihr den Weg versperrt, sie sinkt nach vorn — fällt und schlägt mit dem Kopf hart auf den Stamm eines Baumes, den der Sturm niedergerissen. Es ist die alte Ulme am Ufer der Aa, welche nicht, wie Arend vorausgesetzt, den Fluthen, sondern dem Gewittersturm zum Opfer gefallen.

*

Regungslos bleibt die weiße Frauengestalt liegen — die Minuten verrinnen, der Regen beginnt mit verminderter Gewalt herabzuströmen, der Feuerschein ist erloschen, die Blitze zucken